

Napoleons Tod auf St. Helena : ein Gedenkblatt

Autor(en): **Kessler, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **200 (1921)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gefessen haben. Stem, zu Hause war er nicht. Da stellten, grad um die Zeit, wo der Wächter zu patrouillieren pflegte, drei Hanswurste eine Leiter ans Haus. Zwei hielten unten und einer kletterte empor, sich gebend, als trachte er mit Diebsabsichten durch ein offenes Fenster einzudringen. Jetzt naht von der Kirche her der Wächter und, Unrat witternd, bleibt er hundert Schritte vor dem gefährdeten Hause wie angewurzelt stehen. Er räuspert sich, scharrt mit den Füßen, und stößt den Stock mit Wucht zu Boden, doch näher wagt er sich nicht heran. Immerhin weiß er: Es ist meine Pflicht, das Dorf vor Raub und Brand zu schützen! Und so nimmt er sein Herz in beide Hände und richtet aus respektvoller Entfernung in denkbar freundlichstem Ton die Frage an den Frechling auf der Leiter: „Meischter Fric — Meischter Fric — sünds ihr?“ Durch die Finsternis kehrt von der Leiter als Antwort zurück, von abgrundtiefem Haß gerufen, ein mächtiges: „Joo!“ Da kehrt der Wächter um und denkt: „He nun — ein Haus-herr hat das Recht an seinem Haus herumzuturnen, so lang es ihm beliebt. Da rede ich nicht drein!“ Und bald hörte man ihn in ziemlicher Ferne rufen:

„Loset, was i eu will sage:

D'Glocke het „ääs“ gschlage — „ääs“ gschlage!

So forget wohl för FÜR ond NÄCHT,

Daß eu dr liäbe Gott behüet!“

Ja ja, die Dorfgesossen haben geachtet auf FÜR ond NÄCHT, der Nachtwächter Bühler hat zwanzig

Jahre lang sich von allen Winden durchblasen, von Regenschauern und Schneewirbeln durchlässen lassen — alles um zwanzig Rappen die Stunde — und hat nächst dem liäb Gott, der alles behüet, wohl aufgepaßt, daß nichts Ungrades passiere. Und wenn er nun auch gegen Ende seiner dienstlichen Laufbahn einmal „Kehrt“ machte, wo er hätte gradaus gehen und dem Teufel auf den Leib rücken müssen, so hat er eben damit auch nur seinen Tribut an die Sündhaftigkeit bezahlt, in deren Schlamm wir Dorfgesossen alle auch mehr oder weniger wateten, und in dem wir untergegangen wären, hätte nicht über den Sternen, zu denen der Bühler fleißig aufschaute, eine ewige Güte gelebt, die größer war als unsere Schuld.

Wann, wie und wo der letzte Schönnegründer Nachtwächter gestorben ist, weiß ich nicht. Ich zweifle aber nicht, daß etwas von der großen, feierlichen Gottesstille, die er in tausend Nächten gehnt und aus den Sternen gelesen, ihm auch Labung war auf seinem letzten Gang und in des eigenen Lebens Mitternacht. Wie läßt Peter Hebel seinen Nachtwächter singen?

„Loset, was ich eu will sage:

D'Glocke het zwösi g'schlage!

Und isch's so schwarz und finster do,

Se schine d'Sternli no so froh.

Und us der Heimet chunnt der Schy —

's mueß lieblich in der Heimet sy!“

Napoleons Tod auf St. Helena.

Ein Gedenkblatt von Gottfried Kehler.

Hohheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolzen Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Stülpgerüst
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

J. Matthijson.

Am 5. Mai 1921 sind es hundert Jahre, seit auf der öden Felseninsel St. Helena im südatlantischen Ozean Napoleon I., der „letzte Weltumflieger“, wie ihn der Dichter Karl Verok nennt, gestorben. Es dürfte daher angezeigt sein, einiges über die letzten Lebens-tage und das Ende dieses merkwürdigen und taatenreichen Mannes zu vernehmen, der unstreitig zu den größten Feldherren und Staatsmännern aller Zeiten gehört und auch in die Geschichte der Schweiz wiederholt eingegriffen hat.

„Sainte Hélène, petite île,“ so lautet eine Zeile eines Auszuges, den sich einst der junge Unterlieutenant Bonaparte bei seinen Studien aus einem geographischen Handbuche gemacht hatte. Und auf diese „kleine Insel St. Helena“ verbrachte am 15. Oktober 1815 das englische Kriegsschiff Bellerophon den entronnten Kaiser mit dem ihm zugestandenem Gefolge, um hier den Rest seiner Tage zu verleben. Alle Einzelheiten des einförmigen Daseins, welches Napoleon im langgestreckten niedrigen Meierhofs Longwood führte, all' die grausamen Demütigungen, welche Hudson Lowe, der Gouverneur der Insel, ihm zu-

mutete, sind schon zu oft geschildert worden, als daß es nötig wäre, sie hier noch einmal zu erzählen. Der Exkaiser wurde bekanntlich sehr strenge bewacht, weil insbesondere die Begeisterung der Nordamerikaner für den gefallenen Riesen einen Befreiungsversuch nicht ausgeschlossen ließ. Eine Postenlinie umgab in nicht weiter Entfernung das Haus. Innerhalb derselben durfte er sich frei bewegen; wollte er darüber hinausgehen, mußte er die Begleitung eines englischen Offiziers annehmen. Stetsfort kreuzten Schiffe um die Insel und bewachten die Seestraßen. Die übertriebene Sorgfalt in der Bewachung Napoleons gaben diesem und seinen Getreuen Anlaß zu manchem heitern Scherz und Witz. So stellte z. B. die immer frohmütige Gemahlin des Generals Bertrand dem Kaiser, als er sie besuchte, ihr neugeborenes Kind mit den Worten vor: „Sire, ich habe das Vergnügen, Ihnen eine große Seltenheit zu zeigen, nämlich den ersten Fremdling, dem es bisher möglich war, sich Eurer Majestät zu nähern ohne Bewilligung des Gouverneurs und ohne Ordre des Staatssekretärs.“ —

Seine unfreiwillige Muße benützte Napoleon, um die Erinnerungen an seine Feldzüge niederschreiben zu lassen. Der Tag verfloß unter Vorlesen, Diktieren und Spazierengehen; man fuhr aus, ritt aus oder

arbeitete im Garten, was Bonaparte hauptsächlich gern tat. Schwer empfand er die durch die verbündeten Mächte verfügte Trennung von der Kaiserin und seinem Sohne, den er zärtlich liebte.

Das Interesse für den im fernen Weltmeere weilenden Verbannten stieg noch mächtig durch das Buch, welches der Arzt William Warden 1817 zu London herausgab, und das die Gespräche enthält, die er mit dem berühmten Gefangenen führen durfte, wobei dessen Anschauungen über den Tod, das Fortleben der Seele, die Feigheit des Selbstmordes usw. sehr erwähnenswert sind.

Viele konnten es, besonders in England, nicht begreifen, daß der Kaiser sich nicht lieber umgebracht, als in die trostlose Verbannung habe führen lassen. Hierauf entgegnete er kaltblütig: „Nein, bis zum Selbstmord reicht mein Römersinn nicht. Den Selbstmord halte ich für das empörendste Verbrechen; immer liegt ihm, wenn auch tief versteckt, Feigheit zu Grunde. Wer nicht Seelenstärke genug besitzt, das Mißgeschick zu ertragen, kann der wohl für beherzt gelten?“

Allen Drangsalen des Lebens, wie sie auch heißen mögen, die Stirn zu bieten, mit ihnen allen den Kampf zu bestehen, hierin allein besteht der wahre Heldenmut.“ — Dieser Ausdruck darf vorab in der Gegenwart, die leider in Romanen und Novellen den Selbstmord vielfach als „befreiende Tat“ verherrlicht, wieder allgemein ins Gedächtnis gerufen werden!

Napoleon war schon leidend, als er auf St. Helena ankam. Er hatte die Ueberzeugung, daß er an derselben Krankheit wie sein Vater, nämlich am Magenkrebs, sterben werde. Die Schmerzen und Qualen, die dieses Leiden, dessen Symptome immer deutlicher zu Tage traten, verursachte, ertrug er mit eiserner

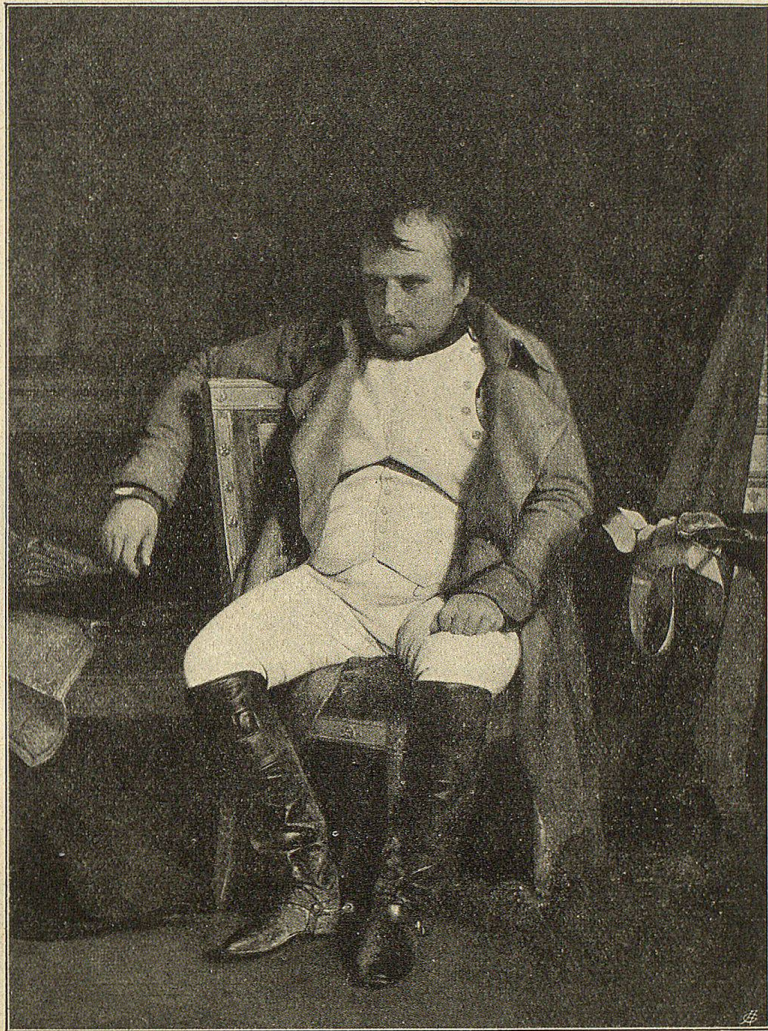
Willensstärke und sah seiner allmählichen Auflösung mit jener Ruhe entgegen, mit der er in so mancher Schlacht dem Tod ins Auge geblickt hatte. Am Schlusster 1820 unterhielt er sich mit seinen Vertrauten zum letztenmale von den früheren Tagen seines Ruhmes. Mitte Januar 1821 mußte er die größern Spaziergänge einstellen; sein Befinden wurde immer

schlechter, und sein Körper magerte sichtlich ab. Am 13. April diktierte er sein Testament, worin er allen seinen Freunden und Getreuen reiche Legate aussetzte und den Wunsch ausdrückte, „daß seine Asche an den Ufern der Seine, inmitten des französischen Volkes, welches er so sehr geliebt habe, beigesetzt werde.“

— Durch den Abbé Signali ließ sich der Kaiser die Tröstungen der Religion spenden. Trotz der Abnahme seiner Kräfte fühlte er sich gegen Ende April noch stark genug, um aufzustehen und sich in den Salon zu begeben, da ihm sein schlecht

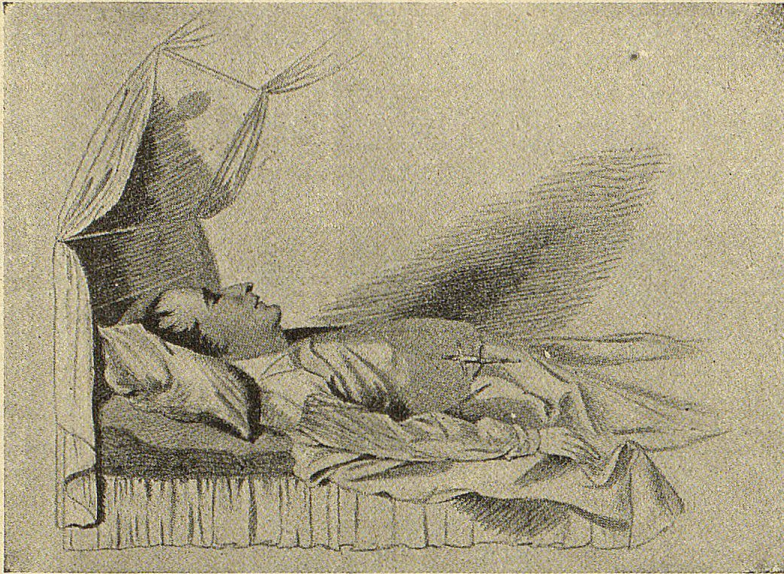
zur lüftendes Schlafzimmer unerträglich wurde. Umsonst anerbieten sich seine Begleiter, ihn zu tragen. „Nein“, sagte der Schwerkrante, „erst wenn ich tot bin; für jetzt genügt es, daß ihr mich ein wenig stützt.“ —

Das Ende nahte nun rasch. Napoleon war ruhig und klagte nicht, so übel er sich auch befand. Osters lag er auch im Fieberdelirium. Als er sich am 4. Mai etwas wohler fühlte, ließ er die Büste seines Sohnes, des „Königs von Rom“, an das Ende des Bettes stellen und betrachtete sie immerfort. Während der Nacht, in der auf St. Helena ein gewaltiger Sturm tobte, verschlimmerte sich der Zustand des Kaisers bedenklich, und man erkannte, daß nun alle Hoffnung verloren sei. Am Morgen des 5. Mai stieß er im Schwäche-delirium einige unzusammenhängende Worte aus. Montholon glaubte die folgenden als bestimmt ge-



Napoleon.

Nach dem berühmten Gemälde von Delaroche im städt. Museum in Leipzig.



Der Kaiser auf dem Totenbett.
Nach einer Zeichnung, welche am 6. Mai 1821 in Longwood von
W. Crockett gemacht wurde.

hört verzeichnen zu können: . . . „Frankreich . . . in Waffen . . . Spitze der Armee . . .“, indes der Arzt Automarchi angibt, Napoleons letzte Worte seien „Spitze . . . Armee . . .“ gewesen. So besaßte sich also der Verbannte noch in seinen Fieberträumen mit den Geschicken Frankreichs und mit der eigenen glorreichen Vergangenheit. Als er dann die Sprache verloren hatte, senkte er nur von Zeit zu Zeit tief auf. Ruhig auf dem Rücken liegend, ohne ein Zeichen körperlichen Schmerzes, schien er in tiefes Nachdenken versunken. Gegen Abend trat leichter Schaum auf seine Lippen, und — so schreibt Sir Hudson Lowe „als um 6 Uhr ein Kanonenschuß der Insel den Untergang der Sonne verkündete, hauchte der größte Krieger der neueren Zeiten seinen letzten Seufzer aus . . . Napoleon hatte sein irdisches Dasein vollendet und begann sein Leben für die Unsterblichkeit.“ —

Auf seinem Feldbette liegend, vom blauen Mantel umhüllt, den er bei Marengo getragen, wurde er den Besuchern zur Schau gestellt. Zur Linken der Leiche lag der Degen, auf der Brust ein Kreuzifix. Die noch von ihm selbst angeordnete Sektion ergab Magentkrebs als Todesursache. Auch entdeckte man mehrere Narben von Stich- und Schußwunden, die er bei Toulon, Regensburg und Eßlingen empfangen, aber dem Heere stets verschwiegen hatte. Die Leiche wurde einbalsamiert. —

Unter den vielen (zum Teil wertlosen) Zeichnungen, die den toten Soldatenkaiser darstellen, ist die bemerkenswerteste diejenige des auf St. Helena stationierten englischen Kapitäns William Crockett. Der letztere fertigte sie am Tage nach dem Tode Napoleons an. Sie stellt den Kaiser auf dem kleinen Feldbett dar, welches er während seines ganzen Exils zur Nachtruhe benützte. „In der Gestalt“ — bemerkt sein Biograph Armand Doyot — „liegt ein Ausdruck tiefen Friedens; nicht die geringste Spur eines Leidens zeigt sich in den Zügen. Man möchte sagen, um diesen halbgeöffneten Mund, dessen letzter Hauch Frankreich galt, schwebe ein kaum merkliches Lächeln, wie eine Verklärung.“ —

Der Kaiser wurde mit den höchsten Ehrenbezeugungen begraben, die auf der Insel möglich waren. Die Leiche lag in einem dreifachen Sarge von Eichenholz, Blei und Mahagoni auf einem schwarz behangenen, von vier Pferden gezogenen Trauerwagen. Diesem folgten die Geistlichkeit, die Ärzte, die Marineoffiziere, der ganze Generalstab etc. Außerhalb Longwood schlossen sich 3000 Mann Truppen mit vier Musketieren dem Zuge an. 24 Grenadiere trugen den Sarg vom Hügel ins Tal hinab. Dort senkte man unter den Weiden, wo der Verbliebene so oft gewollt, den Sarg in die stille Gruft. Die Artillerie gab eine dreimalige Salve von je 15 Schüssen ab. Während der Dauer des Trauerzuges hatte das Admiralschiff 25 Ehrenschnüsse abgefeuert. Das Herz wurde in einem eigenen Gefäße mit in den Sarg gelegt, die Gruft vermauert und mit einem großen Steine bedeckt.

„Wie ein dumpfer Donnerschlag mit fernem Dröh-



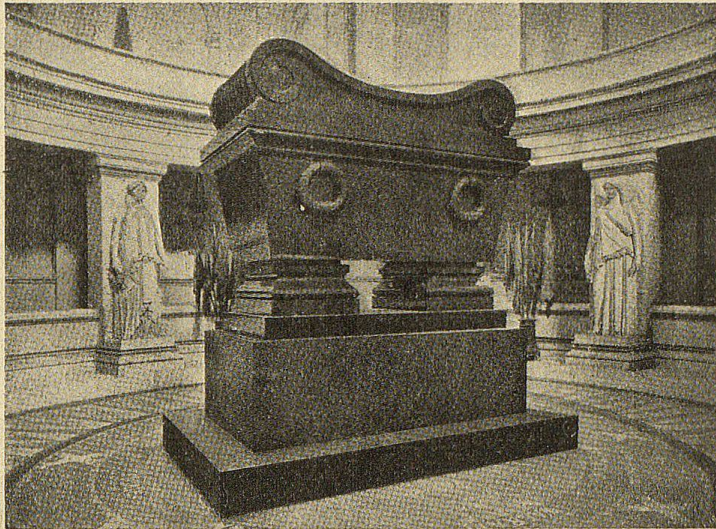
Stein und Trauerweide von Napoleons Grab auf St. Helena.

nen“ verbreitete sich von St. Helena aus die Nachricht: „Napoleon ist tot!“ Die europäischen Mächte, die noch immer vor seiner Entweichung bangten, atmeten auf. Ganz Frankreich war in Schmerz und Bestürzung. Tausende von Franzosen, Männer und Frauen, gingen in Trauer gekleidet und richteten ihre Gedanken nach dem fernen Grabe im weiten Weltmeer. Es erschien eine wahre Hochflut von Bildern, Liedern und Broschüren über den großen Toten. Der italienische Dichter Alessandro Manzoni schuf die berühmte Ode „Der fünfte Mai“, Béranger feierte ihn in den „Erinnerungen des Volkes“ und Viktor Hugo sang pathetisch: „Die Adler an der Säule von Vendôme sind traurig und zittern. Vorübergeflogen mit schwarzer Schwinge kam ein Rabe — denn Nacht war's auf St. Helena, die lodrende Fackel erlosch im Besthauch des englischen Henkers.“

Das gewöhnliche Volk aber konnte es überhaupt nicht fassen, daß der „große Held Napoleon“ wirklich gestorben sei, man glaubte vielmehr, er werde eines Tages wiederkommen und an der Spitze seiner siegreichen Armee neuerdings die Welt durchziehen. Eine merkwürdige deutsche Volkslage versetzt ihn sogar in den Kyffhäuser an Stelle des alten Hohenstaufenkaisers Friedrich Barbarossa. Als der gewaltige Cäsar auf St. Helena verschied — so heißt es in jener Sage — wollte niemand an seinen Tod glauben. Ueberall wollte man ihn gesehen haben, in Aegypten, in Jerusalem, in der Türkei. Wir wissen es besser. An jenem Tage, an dem Napoleon starb, sahen zwei Männer aus der Gegend des Kyffhäusergebirges einen Mann mit einem gelblichbleichen Gesicht, in einen grauen Mantel gehüllt, einem kleinen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Berg hinauf zu dem verfallenen Turm schreiten und verschwinden. „Mein

Gott, das war Napoleon!“ rief der eine aus. Da hörte man aus der Tiefe Schwertergeklirr und wildes Getöse. Der Berg erzitterte, und von dem furchtbaren Dröhnen stürzte das Mauerwerk auf dem Kyffhäuser und in der Kapelle zusammen. Der Kobold ist jetzt erlöst, und an seiner Stelle sitzt der Kaiser der Neufranken mit seinem schwarzen Haupthaar sinnend und träumend an dem Marmortisch. —

Der Wunsch Napoleons, im heißgeliebten Frankreich seine letzte Ruhestätte zu finden, ging erst im



Sarkophag Napoleons im Invalidendom zu Paris.

Jahre 1840 in Erfüllung, als Ludwig Philipp König der Franzosen geworden war. Nachdem die englische Regierung ihre Zustimmung erteilt hatte, brachte eine Flotille die irdischen Ueberreste des Kaisers von St. Helena nach dem Hafen von Cherbourg, von wo sie auf der Seine nach Paris geschafft wurden. Unter großartigen Feierlichkeiten fand sodann die Beisetzung im Invalidendom statt, inmitten der Trophäen, die Napoleon in einer Siegeslaufbahn

ohne gleichen seinem teuren Frankreich erworben hatte. Für alle diejenigen, welche in den Feldzügen von 1792—1815 unter französischen Fahnen gefochten, stiftete der Neffe des großen Kaisers, Napoleon III., eine Kriegsdenkmünze, die sogenannte St. Helena-Medaille. Dieselbe zeigt auf der Vorderseite das Bild Napoleons I., auf der Rückseite eine entsprechende Widmung. — Wir aber schließen mit den schlichten und wahren Versen eines alten Volksliedes über Napoleon: „Warst die Eisenrut' der Zeit, schlugest sie mit Leid und Streit, daß sie aus dem Schlaf der Nacht neuer doch ist aufgewacht. Bill'ger wird die Nachwelt richten, schätzen was sie jetzt verdammt, aber manches auch zernichten, was aus Uebertreibung stammt. Sicher aber bleibt bestehen: Du wirst bei den Helden gehn, die am höchsten in der Welt allen sind vorangestellt.“

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier' Die waren in Rußland gefangen, Und als sie kamen ins deutsche Quartier, Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mär, Daß Frankreich verloren gegangen, Bestegt und geschlagen das tapfere Heer Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!

Da weinten zusammen die Grenadier' Wohl ob der kläglichen Kunde; Der eine sprach: „Wie weh' wird mir, Wie brennt meine alte Wunde.“

Die beiden Grenadiere.

von Heinrich Heine.

Der andere sprach: „Das Lied ist aus, Auch ich möch' mit dir sterben, Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus, Die ohne mich verderben.“

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind, Ich trage weit bess'res Verlangen, Daß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind, Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab, Viel Schwerter klirren und klirren, Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!“

„Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt': Wenn ich jetzt sterben werde, So nimm' meine Leiche nach Frankreich Begrab' sie in Frankreichs Erde; [mit,

Das Ehrenkreuz am roten Band Sollst Du auf's Herz mir legen, Die Flinte gib mir in die Hand, Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still, Wie eine Schildwach' im Grabe, Bis einst ich höre Kanonengebrüll Und wieder der Kasse Getrabe.